

# Illyrisches Blatt.

## ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 26.

Dinstag den 30. März.

1847.

### In der Mitte.

Wär' ich in dir, o Norden,  
Mit deiner Sterne Pracht,  
Mit deinen Meteoron  
In stiller Mitternacht!

Wär' ich in dir, o Süden,  
Wo Alles farbig glüht,  
Wo hoch die Palmen ragen,  
Wo still die Lothos blüht!

Doch weh! so mitten drinnen  
Im Land, nicht warm, nicht kalt,  
Dem Schatten gleich, der sehnend  
Am fogs'schen Ufer wallt!

Lh. Kerner.

### Barcarole\*.)

(Nach Napoleone Pietrucci.)

O, komm' mit mir zur See, Du holde Maid;  
Es lockt zur Fahrt die blaue Welle,  
Und an der süß gewohnten Stelle  
Da hält der treue Fischer Dir  
Den frohgeschmückten Kahn bereit,  
Komm' Mädchen, komm' zur See mit mir!

Befürchte nichts, und tritt herzu!  
Was hast Du nach dem Sturm zu fragen,  
Sanft wird die Fluth mein Mädchen tragen,  
Und still vor Dir die Woge ruh'n;  
Denn einem Kinde — schön wie Du —  
Läßt Amor nichts zu Leide thun!

R. Nigler.

### Das vermauerte Stadthor zu Neval.

(Von Realis.)

(Aus dem „Wanderer.“)

In den Zeiten des Ritterthums lebte unweit Neval der Ritter von Urkull auf seinem Schlosse; er war einer der ersten und tapfersten Ritter des Landes. Eines Tages entfloß ihm einer seiner Leibeigenen, um sich der Strafe für ein begangenes schweres Vergehen zu entziehen. Der Flüchtling suchte in der freien Stadt Neval Schutz und Sicherheit, weil ihm dort ohne Einwilligung der Stadtrobrigkeit Niemand etwas anhaben durfte.

Herr von Urkull war aber einer jener kühnen Männer, denen kein Hinderniß zu groß ist, und die keine Gefahr

scheuen. Er verfolgte seinen Leibeigenen daher ohne Schonung bis in Nevals Mauern, ergriff ihn und schlug ihm eigenhändig den Kopf ab, bevor der Stadtrath Zeit gehabt hatte, dagegen zu protestiren.

Die ganze Stadt gerieth darüber in Aufregung; denn der verwegene Ritter hatte alle göttlichen und menschlichen Gesetze verlegt. Nichts war ihm heilig, weder das Asylrecht, noch die Macht der Gesetze, noch die Sitte des Landes, noch die Vorrechte der Stadt. Man beschloß, sich an dem Ritter zu rächen. Aber wie sollte man sich seiner bemächtigen? wie ihn aus seiner sicheren Burg locken?

In Neval wohnte eine schöne Dame vom vornehmen Stande, welche der Ritter mit seinen Huldigungen beehrte. Er war zwar bisher in der Gunst der Dame nicht weit gekommen, er besaß aber so viel Stolz und Eigenliebe, daß er an dem endlichen Erfolge seiner Bewerbung nicht zweifelte. So stand die Sache, als ihm eines Tages ein Briefchen folgenden Inhaltes eingehändigt wurde:

„Theurer Ritter! Lange habe ich die Gefühle, die ich für Euch in meiner Brust hege, bekämpft und verheimlicht; doch Ihr habt gesehrt; ich liebe Euch und was noch mehr ist, ich gestehe es Euch sogar. Kommt diese Nacht nach Neval; ich selbst werde Euch die Pforte meiner Wohnung öffnen. Kommt, denn ich zähle bis dahin die Stunden.“

Dieser übrigens schlecht geschriebene Brief war weder elegant, noch geistreich. Er enthielt auch keine regelrechte Liebesbotschaft. Es fehlten ihm eine Menge Zartheiten und Zärtlichkeiten; der Styl war roh und die Erklärung plump. So weit konnte sich eine Frau hohen Standes nicht verirren. Jeder Andere hätte an der Echtheit dieses Schreibens gezweifelt, doch Ritter von Urkull in seinem hohen Selbstdünkel wäre über den Gedanken erröthet, es könne eine Frau geben, welche seine Flamme nicht erwidere.

Er kleidete sich auf das Zierlichste und klopfte mit Einbruch der Nacht an die kleine Pforte des Hauses, wo seine Angebetete wohnte.

Aber wach' ein Verrath! statt von den weichen Armen der Dame fühlte er sich hier von den rauhen Fäusten bewaffneter Männer ergriffen, welche ihn fest nahmen und mit Ketten belasteten. Er war in der Gewalt der beleidigten Stadt, die sich verschworen hatte, sich an ihm zu rächen.

\*) Proben aus den zum Drucke vorbereiteten „Portischen Pulschlägen“ des Verfassers.

Als die Ritterschaft des Landes die durch eine treulose Hinterlist bewirkte Gefangennehmung des tapfern Urkull vernahm, ergriff sie die Waffen und forderte seine Freilassung. Die Stadtvorstände erwiederten mit Troß, sie hätten als freie Stadtbürger von Niemanden Befehle zu erhalten. Die Ritter fingen daher an, Reval zu belagern. Jene hatten für sich die Tapferkeit und die Uebermacht, und diese das Recht. Was vermag aber das Recht gegen die Gewalt? — Die Ritter waren der Stadt an Mannschaft so überlegen, daß die Bürger nothwendig geschlagen und die Stadt mit Sturm genommen werden mußte. Die Stadt ist jedoch ihres Schwures, sich für die Verletzung ihrer Freiheiten an Urkull zu rächen, eingedenk und sie wird ihn halten.

Die Trompete erschallte unter den Wällen, Reval wird von der Ritterschaft zum letzten Male zur Uebergabe aufgefordert. „Man öffne alsogleich die Thore,“ rief ein Wapenherold mit einer Stentorstimme, „oder wehe Euch!“

„Ganz wohl,“ erwiederten die Stadtvorstände, „habt nur noch eine kurze Geduld!“

Man holte die Schlüssel des Thores und führte den gefesselten Ritter von Urkull herbei. Er wird auf den Wall, gerade über dem gothisch gebauten Stadthore, welches die „Schmiedepforte“ heißt, gebracht.

„Ritter,“ riefen die Belagerten hinab, „man wird Euch sogleich die Schlüssel hinabbringen. In der Zwischenzeit wollen wir an dem Gefangenen das Urtheil vollziehen, welches das Stadtgericht in gehöriger Form über ihn gefällt hat.“

Und im Angesichte des belagerten Heeres wird Herr von Urkull auf der Stadtmauer enthauptet. Unmittelbar darauf ergab sich die Stadt.

Es gehörte in der That ein seltener Muth dazu, einer siegenden Macht in dem Augenblicke, wo man sich ihr auf Gnade ergeben muß, Troß zu bieten. Und gerade dieser troßige Muth rettete die Stadt.

Die edlen Herren, die es in ihrem Innern wohl erkannten, daß ihr hingerichteter Waffenbruder nach den Gesetzen des Landes das Leben verwirkt hatte, konnten dem hochherzigen, unerschrockenen Benehmen der Bürger ihre Anerkennung nicht versagen. Die Folge war, daß sie an Reval keine Rache nahmen.

Es wurde der Stadt bloß befohlen, zur Sühnung für Urkull's Tod die Schmiedepforte, worauf der tapfere Ritter gefallen war, für alle Zeit zu vermauern, was auch geschah. Sie blieb vermauert bis auf die Zeiten der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Diese erst ließ sie wieder öffnen.

Das Schwert des Scharfrichters, durch welches des Ritters Kopf fiel, bewahrt man noch heute in Reval in einem Museum, das ein Apotheker, Namens Bunkart, gegründet hat. Zwei deutsche Reime, die darauf angebracht sind, rufen uns die erzählte Begebenheit in das Gedächtniß zurück.

## Ueber die Mittel, um Verfälschungen von Schriften zu entdecken.

Die Fälschung der Schriften geschieht entweder durch Anwendung von mechanischen Mitteln, indem geschriebene Stellen durch Radiren entfernt und durch andere Schrift ersetzt worden sind, oder durch gänzlichliches Hinwegnehmen der Schrift durch chemische Agentien, Chlor, Säuren u. s. w.

Die radirten Stellen entdeckt man leicht, wenn man das Papier zwischen das Auge und Licht hält; sie sind dünner und durchscheinender, als die nichtangegriffenen. Zuweilen werden auf der entgegengesetzten Seite der Schrift auf das Papier Streifen von anderem Papier geklebt, um die Entdeckung dieser Stellen dem Auge zu entziehen; in diesem Falle muß man durch Eintauchen in Wasser das Papier erweichen und die Streifen mit Vorsicht zu entfernen suchen. Vermittelst einer Lupe gelingt es ebenfalls, gekrazte, dünner gemachte und zerrissene Stellen zu entdecken; man hat seine Aufmerksamkeit auf die Farbe der Tinte zu wenden, denn nur sehr selten nimmt eine spätere oder frühere Schrift, selbst wenn die Tinte die nämliche seyn sollte, die nämliche Farbe an. Man hat ferner auf die Gleichförmigkeit in dem Ansehen des Papiers Rücksicht zu nehmen; man bemerkt zuweilen Stellen von verschiedenem Ansehen, welches von einem theilweisen Waschen oder Leimen herrühren kann; gestoffene Schrift findet man sehr häufig auf den radirten Stellen. Durch das Befeuhen des Papiers entdeckt man leicht, ob eine Stelle radirt, und nachher, um das Zfließen der Tinte zu verhüten, mit gepulvertem Harz überstrichen worden ist, denn das Harz nimmt das Wasser nicht an; ist es an einer Stelle mit Leim überstrichen worden, so besißt es an derselben eine weniger weiße Farbe; fährt man mit einem heißen Biegeleisen über diese Stelle, so nimmt sie eine von den andern Papierstellen verschiedene Färbung an.

Ungleich gefärbte Stellen auf dem Papier, Flecke mit gefärbten Rändern, oder die weißer sind, als das übrige Papier, zeigen häufig eine Bearbeitung der Schrift durch chemische Mittel an.

Anwendung der Wärme. Die erste Probe, welcher man eine verfälschte Schrift unterwerfen kann, ist folgende: Man legt das Stück zwischen zwei Blätter Löschpapier und fährt nun mit einem mäßig heißen Biegeleisen mehrmals darüber hin und her. Sehr häufig kommt es vor, daß Papier, welches dem Ansehen nach ganz weiß ist, nach dieser Operation sich mit gefärbten Stellen bedeckt und man Ueberreste der hinweggenommenen Tinte mit röthlichgelber Farbe zum Vorschein kommen sieht, welche sehr häufig so deutlich sind, daß man die ehemalige Schrift lesen kann, wenn man sie mit einer Galläpfelabkochung befeuchtet.

Anwendung des Wassers. Reines, destillirtes Wasser kann häufig dazu dienen, um dem Untersuchenden eine Schriftverfälschung zu entdecken. Die radirten Stellen säugen das Wasser leichter ein, und die ausgekrazten Buchstaben erscheinen sehr oft wieder, und lassen sich, gegen das Licht gehalten, lesen, indem sie durch das Wasser durchscheinend werden. Mit diesem Mittel entdeckte Chevallier die

Fälschung eines Todtenscheines, auf welchem die Schrift durch chemische Mittel entfernt und das Papier an den beschriebenen Stellen dünner geworden war. In einem Briefe, den ein Gefangener an eine andere Person schrieb, in welchem er die Mittel an die Hand gab, um einen Wechsel auf eine geringe Summe in einen andern von höherem Werth zu verwandeln, konnte durch Anwendung chemischer Mittel kein einziger Buchstabe zum Vorschein gebracht werden, und dieser Brief ließ sich nach der Befechtung mit Leichtigkeit lesen, indem hierdurch die Buchstaben durchscheinend wurden. — Das Befechten geschieht am zweckmäßigsten mit einem reinen, weichen Pinsel.

Anwendung von Alkohol. Eine auf einem Blatt Papier radirte Stelle, welche mit pulverisirtem Harz behandelt worden ist, nimmt das Wasser nicht oder nur schwierig an; wird diese Stelle mit Alkohol befeuchtet, durch Pressen zwischen Fließpapier davon wieder befreit und langsam getrocknet, so läßt sich nun auf dieser Stelle nicht mehr schreiben, ohne daß sich die Tinte in dem Papier verbreitet, oder daß sie durchschlägt.

Anwendung von Pflanzenfarben. Wenn die Schrift auf dem Papier durch Anwendung von Säuren und Alkalien zerstört wurde, so ist es dem Fälscher unmöglich, ohne das Papier zu verlegen, die letzten Spuren der Säuren oder Alkalien durch Wasser daraus zu entfernen, und das geröthete oder blaue Lackmuspapier gibt ein sehr zuverlässiges Mittel, um diesen Gehalt durch Veränderung seiner Farbe nachzuweisen.

Man nimmt ein Blatt mit Lackmus schwach blaugefärbtes Papier, befeuchtet es mit Wasser und legt es auf ein gleich großes Stück sehr dünnes, ungeleimtes Seidenpapier (Fließpapier), so daß beide nur eins bilden. Das Blatt, welches man prüfen will, wird nun, ebenfalls befeuchtet, auf das Seidenpapier gelegt und das Ganze zwischen zwei Büchern Papier gepreßt. Nach einer Stunde untersucht man das Lackmuspapier; sind einige Stellen desselben roth geworden, so hat man an diesen eine Fälschung zu vermuthen. Auf dieselbe Art wird durch sehr schwach geröthetes Lackmuspapier ein Alkaligehalt entdeckt.

Wenn man nun das Actenstück mit destillirtem Wasser zusammenbringt, so läßt sich durch die gewöhnlichen Reagentien leicht auffinden, welche Säure zu der Zerstörung der Schrift angewendet worden ist; salpetersaures Silber zeigt an, ob das Papier mit Chlor oder Salzsäure behandelt worden war, Barytsalze, die Schwefelsäure u. s. w.

Anwendung verschiedener Reagentien. Wenn die Schrift durch Säuren zerstört, aber das Eisenoxyd der Tinte, was sich in der Säure aufgelöst hat, durch Waschen nicht gänzlich entfernt worden ist, so gelingt es sehr oft, durch Anwendung einer Auflösung von Gallussäure, Blutlaugensalz oder Schwefelwasserstoff-Ammoniak die Schrift wieder zum Vorschein zu bringen; man muß, ehe man sein Urtheil abgibt, die mit einem dieser Reagentien befeuchtete Schrift mehrere Tage liegen lassen, weil oft erst nach vierzehn Tagen die Schrift sichtbar wird.

## Feuilleton.

**Vaterlandskunde.** — In A. Scheible's Buchhandlung zu Stuttgart erschien im Jahre 1840 ein nettes Büchelchen unter dem Titel: „Das Königreich Illyrien,“ in welchem der Beschreibung unserer Provinzial-Hauptstadt Laibach (Ljubiana) 50, sage fünfzig Zeilen gewidmet sind. Da finden wir wörtlich: „Auf dem Hauptplatze eine 30' hohe Pyramide mit vier kolossalen Heiligenstatuen von Robba.“ Dann ist weiters zu lesen: „Auf dem Schloßberge stand ein Castell, welches 1813 die Franzosen demolirten. Neuerlich errichtet wurden: ein Handlungsranken-Institut und eine Taubstummenanstalt. Belustigungsorte sind das Theater, der Redoutensaal, eine schöne Schießstätte am Schloßberge, ein Casinoverein mit einer Lesanstalt. Auf dem Schloßberge wurden sehr schöne Anlagen geschaffen (?); außerdem bieten noch Spaziergänge: die Alleen an der Laibach, die Gärten des Grafen Auersperg und Baron Jois, der Stadtwald. Ober- und Unterschischka, mit viel Obstbau, der Strobelhof (!) sind die besuchtesten Unterhaltungsörter.“ — Man sollte glauben, daß es an der Zeit und verdienstlich wäre, der Welt eine richtigere Beschreibung unsers Vaterlandes zu übergeben.

**Nehmt euch ein Exempel daran!** — D. J. Siegl sagt in den „öferr. Blättern für Literatur und Kunst,“ Nr. 156 von 1846: „Wenn wir bedenken, daß, außer den beiden höchst elegant gedruckten Werken: „Mohnkörner“ von Ernst Ritter (Franz v. Finzer) und „der moderne Eulenspiegel“ von Schabuschnigg, im Laufe dieses Jahres auch noch C. Hugo's „Psalmen eines armen Poeten,“ der Frau Ida Pfeiffer „skandinavische Reise,“ Lewin Schücking's Novellen, Franz Stelzhammer's „Heimgarten“ u. s. w., und kürzlich erst das herrlich ausgestattete Album „Iris“ für 1847, aus Gustav Heckenast's Verlag in Pesth hervorgingen, so können wir nicht umhin, dieser Buchhandlung das Zeugniß des eifrigsten Unternehmungsgeistes zu geben, welcher, zumal wenn seine Wahl immer auf so interessante Artikel fällt, wie bisher, auch des lohnendsten Erfages gewiß seyn kann.“

**Ein Argument.** — In der „Stiria“ steht's: Die Bürger eines Städtchens, welche sich unlängst auf eine keineswegs lobenswerthe Weise gegen ihren wackern und würdigen Vorgesetzten benommen haben, brachten als Hauptbeschwerdegrund vor, daß derselbe noch nie eine Tafel gegeben hätte. Also mit Rindfleisch könnte er ihnen die Mäuler stopfen? — Nun wohl, so thue er es; die Römer haben ja auch Herakomben geschlachtet, und die Aegyptier opferten den Apis!

**Eisenbahn-Fahrten von Wien nach Hamburg.** — Am 1. Mai sollen die Eisenbahn-Fahrten von Wien nach Hamburg beginnen, und man wird, wenn man z. B. Samstag Abends von Wien abfährt, Montag Früh in Berlin, und um 4 Uhr Nachmittags in Hamburg eintreffen. Eine Reise nach Hamburg währt also nur 44 Stunden.

**Brot aus Kastanien.** — Die wilde Kastanie enthält 40 Procent Stärkemehl und liefert demnach — wenn der dieser Frucht inne wohnende — etwas herbe, bitterliche Geschmack durch längeres Auswässern des enthülsten Kernes entfernt worden ist, ein unserem Roggenbrote mehr als gleichkommendes und äußerst billiges Nahrungsmittel! Das Verfahren, um diesen Zweck zu erreichen, ist ganz einfach folgendes: Man schält die wilde Kastanie ab, legt die innere Frucht in kaltes Wasser und läßt sie darin liegen, bis dieses etwas trübe erscheint; dann gießt man das alte Wasser ab und neues dafür auf, — welches Verfahren man drei- bis viermal wiederholen muß. Auf diese einfache Weise wird der wilde Geschmack der Kastanie entfernt, — ohne

daß ihr innerer Gehalt darunter leidet. — Wenn die Auswässerung geschehen, läßt man die Kastanien trocknen (oder rösten), dann zu Mehl mahlen und zuletzt dieses nach Art des Weizenmehles zu Brot verbacken.

**Eine neue Erfindung.** — Der Erfinder der Schießwolle, Prof. Schönbain, soll auch zum Besten der leidenden Menschheit eine neue Erfindung gemacht, nämlich ein Mittel entdeckt haben, jede Wunde sofort zu schließen. So können die Wunden, welche Kranke im Aetherrausche erhielten, ohne Schmerz zu empfinden, vielleicht geschlossen werden, ehe die Operirten erwachen, so daß kaum eine Spur von dem Geschehenen übrig bleibt. Es fehlt nun weiter nichts, als daß Jemand das sonst so lange gesuchte Lebenselixir wirklich erfindet, den Tod beseitigt und gleichzeitig den Magen für immer zur Ruhe verweist.

**Anton Passy — todt.** — Der als Dichter und Mensch gleich hochgeschätzte und vielseitig verehrte Priester aus dem Orden des Erlöser's, Anton Passy, ist nach einer am 4. d. M. überstandenen lebensgefährlichen Operation, am 11. d. M. in den Morgenstunden nach langwierigen und schmerzlichen Leiden in Wien verschieden.

**Die slavischen Soiréen** — beginnen in Wien, wie die „Theaterzeitung“ meldet, an Ausdehnung zu gewinnen. Nächstens findet eine Soirée Statt, in welcher sämtliche slavische Stämme repräsentirt seyn werden. Strauß Sohn hat den ehrenvollen Auftrag erhalten, ein Potpourri slavischer National-Melodien zu arrangiren und für's Orchester einzurichten. Er wird dasselbe mit seiner Capelle bei der Soirée, welche vermuthlich beim „Sperl“ Statt findet, vortragen.

**Ein gebratener Mensch.** — Die „Pannonia“ berichtet aus Preßburg: Hier ist ein entsetzlicher Mord geschehen. Montag am 15. d. M. vermiste man einen hier ansässigen und ziemlich bemittelten Bauer. Nach längerem Suchen fand man ihn im Backofen, wohinein er auf einem Brette geschoben war, im eigentlichen Sinne des Wortes — gebraten.

**Bergiftung durch Percussions-Zündhütchen.** Vor einigen Tagen starb in Wien, in der Leopoldstadt, ein dreijähriges Kind an den Folgen einer Vergiftung durch Percussions-Zündhütchen. Man hatte nämlich dem Kinde eine Schachtel voll solcher zum Spielen gegeben und es verschluckte 30 Stück davon, wie die gerichtliche Untersuchung nachwies. — Wie können Ältern so gränzenlos unvorsichtig seyn und Kinder mit solchem Spielzeug unbeaufsichtigt lassen!

**Zigeunerfamilien.** — In der Walachei leben 70,000 Zigeunerfamilien als Leibeigene der walachischen Klöster, die von jeder Familie jährlich einen Ducaten in Gold und den Zehnten von allen möglichen Erzeugnissen beziehen. Die walachische Regierung will nun diese leibeigenen Zigeunerfamilien von den Klöstern kaufen, und ihnen — gegen eine jährliche Abgabe an Geld und einige Tage Frohnarbeit — die Freiheit schenken.

### Papierkorb des Amüsanten.

Ein junger Mann verfolgte auf einem Balle eine weibliche Maske mit einer, jede gutgesinnte Frau verletzenden Zudringlichkeit. Die Dame wies ihn Anfangs ab, ward aber später nachgiebiger und erlaubte dem jungen Manne, sie nach Hause zu begleiten. In ihrer Wohnung angelangt, hieß sie ihn in einem kalten Zimmer warten; bald darauf brachte eine Dienstmagd ein mit Wasser gefülltes Lavoir und ließ ihn dann wieder allein. Endlich kam ein alter Herr in Schlafrock und Pantoffeln herein und fragte barsch: „Welcher ist's?“ Der junge Mann verstand ihn nicht und

obendrein hatte ihm der Schreck die Zunge gelähmt. — „Ich werde ihn gleich finden,“ fuhr der Beschlafrockte fort, öffnete dem jungen Manne gewaltsam den Mund und riß ihm einen Zahn aus. In demselben Momente erschien die hübsche Frau, die Gattinn des zahlreichenden Chirurgen, in der Thür. Eine herrliche Gruppe!

Ein Landgeistlicher wies ein Ehepaar wegen den häufig vorfallenden Zwistigkeiten zurecht, indem er ihnen vorstellte, daß sie durch die Ehe beide Eins geworden seyen. „Beide Eins!“ rief der Gatte aus, „würden Euer Hochwürden zuweilen an unserer Thüre horchen, Sie würden glauben, wir seyen zwanzig.“

Ein kazenjämmerlicher Poet schildert im „Münchener Taagsblatte“ den Seelenzustand nach dem Fasching auf folgende gewiß malerische Weise:

Das es im Magen drückt,  
Durch die Gedärme juckt,  
In dem Gehirne juckt,  
Und in der Kehle quakt,  
Bangt das Herz sich duckt,  
Der Geist sich ganz verrückt,  
Verstand sich nicht mehr muckt:  
Ach, das ist das Product,  
Hat man zu tief in's Glas geguckt.

In der „Stiria“ war zu lesen: Bei einem unlängst abgehaltenen Schuleramen über die sieben Bitten stellte der Lehrer bei der vierten Bitte die Frage: „Warum bitten wir aber nur um's tägliche Brot, nicht um's wöchentliche, nicht um's monatliche, oder gar um's ganze Jahr?“ — Ein kleines Mädchen antwortete schelmisch lächelnd: „Es würde sonst altbacken.“

### Theater in Laibach.

Freitag am 26. März zum ersten Male: „Michel Bremond, der Sträfling.“ Drama in 4 Aufzügen, nach dem Französischen von Wienet. Mit diesem überheimischen, sogenannten Effectstücke hat die Direction, die sich übrigens redlich bestrebt, um das Neueste der Gegenwart auf das Repertoire zu bringen, eben keinen glücklichen Wurf gethan. Der Effect, der in diesem Drama so reichlich vorherrscht, ist leider kein wohlthuender; der Zuschauer wird davon schmerzlich berührt, und ein gewisses Unbehagen begleitet ihn durch alle Acte hindurch, weil sich ihm die Ueberzeugung aufbringt, daß die Aufgabe des Verfassers, die an sich zwar viel Löbliches hat, zu den undankbaren gehöre. Die Macht des hier bekämpften Vorurtheiles ist noch zu groß, und bis der gebesserte und ehrlich gewordene Sträfling ganz vorurtheilsfreie Aufnahme in der Gesellschaft finde, gehört vorderhand doch noch einer spätern Zeit an, die vielleicht nicht allzufern ist. Das in Rede stehende Drama besigt übrigens keine besondern Vorzüge, wohl aber manche Unwahrheitsähnlichkeit auf Kosten des Effectes, der oft mit Gewalt herbeigezogen scheint und das Ganze stellt sich als eine französisch-dramatische Fabrikarbeit mit einem ganz gewöhnlichen Alltagsdialecte heraus. Herr Thomé, als Moris oder der eigentliche Michel Bremond, that alles Mögliche, was man von dieser anstrengenden, aber nicht dankbaren Parthie fordern kann. Auch alle übrigen Darsteller bemühten sich nach Kräften, dieses dramatische Product so gut auf den Beinen zu erhalten, als es eben ging. Die Theilnahme an diesem Stücke war indes so gering, als der Besuch des Theaters spärlich. — Tags darauf wurde, als Schlussvorstellung vor den Feiertagen, das mit so vielem Beifall aufgenommene Schauspiel: „Eine Mutter aus dem Bürgerlande“ wiederholt, worin Dlle. Srengler von Laibach Abschied nahm. Die Künstlerin wurde mit Beifall und Hervorruß an diesem Abend ordentlich überstübt. Mit ihr zugleich verließ uns das Grambach'sche Ehepaar und Tags zuvor Herr Gottdank, um bereint der neuen Bestimmung nach Lemberg zuzukehren. Herr Blumensfeld verließ uns ebenfalls, um in Agram bei Herrn Rosenfchön einzutreten. Die heuer um einen Monat über Hien hinaus verlängerte Theatersaison wird demnach mehrere beliebte und brauchbare Mitglieder entbehren müssen, allein das Arrangement des umsichtigen Herrn Thomé wird so geartet seyn, daß der Verlust der abgehenden Mitglieder bei den thätigen noch vorhandenen Kräften den Theaterfreunden nicht fühlbar werden soll. Leopold Kordeck.